



Mit Musik versucht Jonas Müller (M.) die Kinder für die Schule zu motivieren: Der Schweizer begleitet Moti, Maher, Rio und Marco (v.l.)

Jonas Gabrieli (Text und Fotos)

Für die Kinder im 100-Seelen-Dorf Sawinggrai in Westpapua, Indonesien, ist nur Gott wichtiger als Jonas Müller. Die Pfahlbauerhütte des Glarner thront wenige Meter vom Ufer entfernt über dem Südpazifik. Im Innern sitzen fünf Kinder im Schneidersitz auf einer ausgerollten Bambusmatte und beugen sich über eine Enzyklopädie.

Müller hat das Haus nur für sich allein, wenn die reformierte Kirche am Sonntagmorgen Gottesdienst feiert. Die Jesus-Kachelbilder an der Fassade des Kirchenturms haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem 27-jährigen Schweizer. Müller trägt um den Hals aber nicht etwa ein Kreuz, sondern eine ausgesägte Muschel in der Form eines Hammerhais, seine schulterlangen Haare sind von der Sonne am Äquator ausgebleicht. «Ich lebe bereits im Paradies», sagt der Auswanderer. Kein Grund also, in die Kirche zu gehen, wo unter anderem gegen den steigenden Meeresspiegel angebetet wird.

Die Region Raja Ampat ist eine Art Garten Eden: Als der Meeresforscher Gerry Allen im April 2012 in diesen Gewässern während 90 Minuten taucht, trifft er unter Wasser 374 verschiedene Lebewesen an: Weltrekord. Wale, Delfine, Haie, Mantarochen, Clownfische, Seepferdchen, mehr als ein Schnorchel ist nicht nötig, um in diese bunte Welt einzutauchen.

Mehrere Speedboote zischen täglich an Müllers Pfahlbauerhaus vorbei. Die dröhnenden Motoren durchbrechen das Rauschen des Meeres und die Ruflaute der Paradiesvögel. Müller zeigt auf eines: «Tagestouristen, die rasch alles abfahren und ihren Abfall liegen lassen.»

Der Tourismus werde die Region verändern. «Das kann eine grosse Chance sein, allerdings ist vor allem der asiatische Tourismus überhaupt nicht nachhaltig», so Müller. Doch es sind nicht nur die Touristen, auch die Einheimischen wissen nicht richtig mit dem Abfall umzugehen, der sich hier mehr und mehr anhäuft. In Sawing-

grai vermischt sich die salzige Meeresluft immer häufiger mit dem Gestank von verbranntem Plastik.

«Die Touristenströme steigen jährlich. 2017 werden wohl erstmals mehr als 20000 Touristen die Region besuchen, in der rund 30000 Menschen leben», schreibt die «Jakarta Post». Anfang März lief ein britisches Touristenschiff auf einem der beliebtesten Korallenriffe in der Region auf und zerstörte laut CNN 13000 Quadratmeter davon. Riffe, die kleineren Fischen Schutz vor grösseren bieten und so den Erhalt der Lebensgrundlage der Einheimischen bilden. Menschen, die ihren Tagesablauf nicht nach Uhren, sondern den Gezeiten ausrichten.

Müller sorgt sich um die unberührte Natur. Dass er sie nicht alleine retten kann, ist ihm bewusst. Er setzt bei jenen an, die am meisten unter der Zerstörung leiden würden: den Kindern und Jugendlichen im Dorf.

**In Sawinggrai braucht es nicht viel, um glücklich zu sein**

Der Schweizer hat deshalb eine zweite Schule gebaut, aus Palmenblättern und sogenanntem Eisenholz für die Pfähle, den Boden und die Trägerbalken. Seit letztem November steht das Haus. Einen Teil nützt er als seinen privaten Wohnraum.

Auf einer Holztafel beim Eingang steht, von Kinderhänden gemalt, «Learning Center». Finanziert haben das Haus Spender aus der Schweiz, die Müller im Sommer 2015 von seinem Projekt überzeugen konnten. Rund ein Jahr zuvor war er erstmals in Raja Ampat aufgetaucht: «Mein Leben hier finanziere ich selbst, mit den Spenden realisiere ich ausschliesslich Projekte für die Kinder.»

Die lokalen Lehrer unterstützen das, schicken die Schüler nach dem Unterricht zu ihm. Abends, wenn die Benzengeneratoren tuckern und der

# Papa Guru, der Retter der Riffe

**Der Glarner Jonas Müller war ein hoher Manager bei Electrolux. Jetzt bringt er Kindern im indonesischen Archipel Raja Ampat bei, wie sie Korallenriffe schützen**



Strom fliesst, hält er mithilfe eines Laptops, der einmal dem Glarner BDP-Nationalrat Martin Landolt gehört hat, Präsentationen über das Meer und seine Bewohner.

Müller, dessen Vater und dessen Bruder in der Schweiz als Lehrer arbeiten, bringt den Kindern etwa bei, dass man keinen Abfall ins Meer werfen soll, oder erklärt, dass die Erde rund ist. Die Kinder nennen Müller manchmal Papa Guru – Herr Lehrer. Merken dann aber, dass es irgendwie zu formell tönt. Aber in Papua, dem lokalen Dialekt, existiert kein Wort für den viel passenderen Begriff Sozialarbeiter.

Iskander und Melando springen ins Wasser, die Taucherbrille montiert, den Schnorchel in Mund. Zwischen dem rechten Daumen und Zeigefinger tragen die beiden Zwölfjährigen ein Gummiband, mit dem sie einen rostigen Pfeil einspannen können. Sehen sie einen grossen Fisch, versuchen sie ihn unter Wasser abzuschliessen. Die beiden achten darauf, dass der Anker des Fischerbootes nicht auf die Korallen am Meeresgrund kracht.

Müller sagt: «Ich will niemals belehrend wirken, möchte den Kindern einfach die Konsequenzen ihres Handelns aufzeigen.» Letzthin konnte er beobachten, wie ein Kind einem Erwachsenen sagte, dass dieser seine Zigarettensammel nicht ins Meer werfen solle: «In dieser Kultur, die zwar sehr ausgelassen und fröhlich ist, aber auch sehr hierarchisch funktioniert, braucht das unglaublich viel Mut und Überzeugung.»

Jeden Tag sitzen Kinder und Jugendliche in Müllers Schule. An den Wänden hängen Kalkulationstabellen und Zeichnungen. Die Einzigen im Dorf, die Englisch sprechen können, sind die Kinder, die täglich beim Schweizer anzutreffen sind: «Wer die Sprache beherrscht, hat hohe Chancen auf einen guten Job in der Tourismusbranche. Ich erhoffe mir, dass einer meiner Schüler in ein paar Jahren den Tourismus in der Region nachhaltig mitprägen kann.»

Iskander sieht einen deutlich kurzfristigeren Vorteil darin: «Englisch ist





Sawinggrai im Archipel Raja Ampat: Der Tourismus verändert die Region

in meinem Freundeskreis zu einer Art Geheimsprache geworden, die selbst der Lehrer nicht versteht.»

Müller war vor seiner Auswanderung Veganer. Jetzt isst er täglich Fisch mit Reis. Daran musste er sich zuerst gewöhnen. In seinen Jugendjahren verabscheute er Fisch so sehr, dass er während der Familienferien in Griechenland einmal einen Eimer voll frisch gefischter Fische über den Stegrand kickte. «Aber hier in Papua kann ich ohne Fische nicht überleben», sagt er. Manchmal hängt Müller ein Stück seiner Haare als Köder an den Angelhaken. Meistens spiest er sie aber mit einer Harpune auf, die ein Dorfbewohner für ihn aus Holz, Metall und Gummizügen angefertigt hat. «Es braucht hier nicht viel, um glücklich zu sein, die Menschen sind lebensfroh. Lachen, wenn einmal etwas misslingt.»

#### Vom Büro in Schwanden GL ins Dorf im Archipel Raja Ampat

Vor rund drei Jahren war Müllers Welt noch eine andere. Er sass in seinem drehbaren Bürostuhl im klimatisierten Büro, die Haare kürzer und dunkler. Der gelernte Betriebsökonom arbeitete als Finanzchef der Electrolux-Fabrik in Schwanden GL, war im Management und durfte sich einen Firmenwagen aussuchen. «Bereits damals bedeutete mir das alles nicht sehr viel. Nachdem ich das Firmenauto ausgewählt hatte, fanden viele Kollegen, ich hätte das teurere nehmen sollen.»

Es hatte alles ganz klassisch mit einer kaufmännischen Lehre begonnen, Müller stieg schnell auf. Doch sein Arbeitgeber geriet in Schwierigkeiten. Der starke Franken setzte der Fabrik zu, langjährige Mitarbeiter wurden entlassen, Müller musste diese Entschiede mitvertreten: «Ich wurde selber immer mehr zu etwas, das ich verabscheute.» Doch er machte seinen Job gut. Electrolux bot ihm eine Beförderung in den Hauptsitz nach Stockholm an. Sein Job: Financial Controller für Europa und Afrika.

Aber Müller mochte nicht mehr. Er kündigte. «Hör auf, dich selbst zu versarschen», sagte er zu sich. Er fand sei-

ne Arbeit nicht mehr erfüllend: «Das bin nicht ich, ich will das nicht mehr.»

Ein halbes Jahr später verkündete die Konzernleitung, dass das Werk in Schwanden auf Ende 2015 geschlossen würde. Insgesamt 200 Stellen fielen weg.

Müller machte einen Schnitt, ging nach Zürich zu Greenpeace, betrieb dort politisches Lobbying für die Aktion «Save the Arctic», traf sich mit Politikern, und wenn er mal niemanden erreichte, las er in den Umweltbüchern, die er in den Regalen des Büros fand.

Nach seinem Einsatz bei Greenpeace meldete er sich als Freiwilliger bei der Umweltorganisation Barefoot, die auf der Insel Arborek, fünfzehn Bootsmunten von Sawinggrai, stationiert war. «Ich wollte nicht nur einfach tauchen gehen, sondern etwas Sinnvolles tun.» Jeden Tag fuhr er zusammen mit anderen Freiwilligen in die Dörfer der Region und brachte den Kindern Englisch und Wissenswertes über die Meere bei.

Aber Müller verliess Barefoot wieder, wollte lieber an einem Ort etwas Beständiges aufbauen: Sawinggrai.

Mitte Mai stehen dort grosse Prüfungen an, der Lehrer hat den Schülern verboten, fischen zu gehen. Müller fragt Iskander, ob er fleissig lerne. «Nein, ich weiss die Antworten bereits, der Lehrer hat sie uns gegeben», antwortet er. Nach der Prüfung verraten die Schüler, dass es besonders wichtig gewesen sei, die Kreuze innerhalb des gedruckten Quadrats zu zeichnen. Die Lösungen standen zusätzlich an der Tafel. Der Glarner fühlt sich bestätigt: «Die Kinder hier lernen kaum etwas in der Schule.» Lesen und schreiben können allerdings fast alle.

Es ist nicht der einzige Punkt, der Müller Mühe bereitet. Die fremde Kultur fordert ihn heraus. So bleibt etwa vieles unausgesprochen, um andere nicht peinlich zu berühren. Das manifestiert sich im Satz «saya minta», «ich bitte darum». Wird dieser Satz ausgesprochen, muss man abgeben, was das Gegenüber verlangt. Sei es ein Fisch, Geld oder das neue iPhone, alles an-



Noch ist es ein Paradies: Einzigartige Vielfalt von Korallen und Fischen



Marke Eigenbau: Teilweise Wohnung, teilweise Learning Center

dere wäre extrem unhöflich. Eine Art Urform des Kommunismus. Niemand im Dorf mangelt es so an Essen oder Geld. Die Schattenseite: «Jeder gibt das Geld sofort aus, langfristige Pläne können so nur mühevoll umgesetzt werden», sagt Müller.

Dass das Paradies sich innert Sekunden in die Hölle verwandeln kann, wird für Müller wenige Tage später in aller Deutlichkeit sichtbar. Der Auswanderer kehrt ins Haus zurück, vorher war er kurz im knietiefen Wasser, um das Boot anzubinden, sagt: «Ich bin wohl auf ein Stück Holz getreten.» Er täuscht sich, es war ein giftiges Tier. Zuerst sind es nur die Finger, die er

nicht mehr bewegen kann, dann verspannen sich Brust und Arme, schliesslich das Gesicht. Er hat die Kontrolle über seinen Körper verloren. Sein Körper versteift, er schneidet unfreiwillige Grimassen. Niemand lacht. Müller schreit. Er ist in Panik, hyperventiliert, bekommt Mühe mit Atmen. Das nächste Spital ist drei Stunden entfernt. Auch die Krankenschwester des Dorfes taucht nicht auf, weil sie Angst hat, einen Fehler zu begehen. Müller denkt: «So fühlt sich also Sterben an.»

Doch dann bringen Nachbarinnen eine verrostete Feuerschale ins Haus, in der Schale liegen gesplante Kokosnüsse. Das färbige Holz glüht orange.

Rauch füllt das Haus. Müller schreit. Sein Fuss wird über das Feuer gehalten. Er sagt, er spüre, wie das Gift in Richtung Einstichstelle am zweitkleinsten Zeh zurückfliesse. Am Ende überlebt er.

Einen Monat nach dem Vorfall kehrt Müller in die Schweiz zurück, um sich den chronisch entzündeten Zeh im Kantonsspital Glarus amputieren zu lassen. Der Knochen hatte sich bereits aufzulösen begonnen. Experten vermuten, dass er von einem Steinfisch gestochen wurde, dessen Gift für Menschen lebensgefährlich sein kann.

#### Um Land zu besitzen, muss sich der Schweizer adoptieren lassen

Müller hält das Rumliegen im Spital nicht wirklich aus. Im Spitalbett frischt er seine Website auf, gründet zusammen mit seinem Freund Hannes Elmer den gemeinnützigen Verein «Make a Difference». Ein neues Projekt hat sich bereits in seinem Kopf eingenistet: Er will auf einer Fläche, die halb so gross wie die Schweiz ist, 2000 zusätzliche Kinder für die Umwelt sensibilisieren. Die insgesamt 23 Dörfer will er mit dem Boot besuchen: «Nach vier bis fünf Tagen soll das jeweilige Dorf dann ein eigenes Projekt starten, etwa ein Abfallkonzept.» Er hat bereits ein Budget kalkuliert, jedes Kind, das er erreicht, würde 5 Franken kosten. Je mehr Kinder er erreicht, desto grösser seine Hoffnung, dass die Riffe erhalten werden können.

Morgen Montag will Müller nach Sawinggrai zurückkehren. «Ich lebe meinen Traum.» Ausserdem wartet dort seine zweite Familie auf ihn. Denn: Müller musste sich adoptieren lassen, um in Raja Ampat Land besitzen zu dürfen, alles ist unter den Familien aufgeteilt.

Besiegelt wurde die Adoption damals per Händedruck, seither heisst der Glarner mit zweitem Nachnamen Mambroku. Seine Hütte steht auf ihrem Land. Als Müllers leibliche Eltern kürzlich zu Besuch waren, wollte die Adoptivfamilie Mambroku ihnen im Gegenzug den jüngsten Sohn in die Schweiz mitgeben. Sein Name? Jonas.